



# Halle'sche Zeitung.

## Landeszeitung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

Halle a. S., Donnerstag 2. Januar 1896. Berliner Bureau: Berlin SW., Spandauerstraße 8.

### Die Halle'sche Zeitung

Landeszeitung für die Prov. Sachsen und die angrenzenden Staaten

mit den Gratis-Beilagen: Amtliche Bekanntmachungen für den Saalkreis (wöchentlich)

Illustr. Unterhaltungs-Blatt (wöchentlich)

Landwirthsch. Mittheilungen (wöchentlich)

Halle'scher Courier (täglich)

Parlamentsberichte, ausführliche Vorträge erscheinen wöchentlich 12 mal und bringen ihren Lesern täglich fast geschriebene Zeitartikel, einen ausführlichen Bericht über alle Geschehnisse im Reich und in der Provinz, ein reichhaltiges Feuilleton, einen umfangreichen Kurstempel, sowie erprobene Original-Correspondenzen und zuverlässige Nachrichten über den Getreide-, Spiritus-, Weich-, Zucker-, Woll-, Kartoffel- und Viehmarkt.

In den Landwirthschaftlichen Mittheilungen werden unter der Redaktion des Herrn Landes-Oeconomierath von Wendt-Steinfels alle eingehenden landwirthschaftlichen Anfragen der Abonnenten beantwortet.

Die „Halle'sche Zeitung“ besitzt das kaiserliche Verlagsprivilegium in Stadt und Land und ist daher für alle Anzeigen von durchschlagendem Erfolg.

Bestellungen auf die 12 Mal wöchentlich erscheinende „Halle'sche Zeitung“ mit sämtlichen Beilagen werden von allen Postämtern zum Preise von 3 M. pro Quartal entgegengenommen. In Halle und Umgegend können die Zeitungsabnehmer den Abonnentenbetrag von Mark 2.50 pro Quartal bei täglich zweimaliger Anstufung eingehen, ebenso die unterjährige Expedition.

Neu hinzutretende Abonnenten erhalten auf Verlangen von Tage der Bestellung ab bis zum 31. Dezember d. J. die Halle'sche Zeitung gegen Einreichung der Abonnenten-Quittung gratis geliefert.

Um rechtzeitige Erneuerung des Abonnements bittet die Expedition der „Halle'schen Zeitung“.

Vertheilung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten. Halle a. S., Leipzigerstraße 87.

### Betrachtungen.

Die glänzenden Erinnerungsfeiern und an erhebenden patriotischer Begeisterung und Eifer, was das zu Ende gehende Jahr für uns Deutsche die Bedeutung eines großen

### Cinepionengeschichte aus Konstantinopel.

Konstantinopel, 26. Dezember.  
Er-Großespaß ist abgelaufen von Konstantin und dem weiter zurückliegenden Falle Abdul Baidas — nicht der erste die Würdenträger in letzter Zeit bei einer europäischen Macht Schicksal sein bedrohliches Leben, will sagen die stürmischste Einladung des Großherrn zur „Ueberredung“ nach d. „Nidbi“, suchen mußte.  
Im Sommer des Jahres 1892 war dem Sultan von der Spindel-Elkan die Ohren geblafen worden, daß sein nächster Erbe Maroneni-Baidas, welcher, nebenbei bemerkt, Reichs (Amarschalls) Rang besitzt, mit dem englischen Botschafter amals Willam Whitley im Bunde an einer Intrigue gegen Herrschaft und Leben des Bedrängten beteiligt sei. Es ist ein Spindel-Märchen zu altem, um von der Hand nicht abzuwerfen zu werden. Maroneni wurde darauf in hoher Bede von seinen Umhüllten und bewacht, ohne daß er nicht selbst eine Anstalt davon hatte.  
Schreiber dieser Zeilen erinnert sich mit um so größerem Vergnügen des weiten Verlaufes dieses Verschöpfungswunders, weil er seit längerer Zeit hindurch als daran beteiligt betrachtet wurde.  
Der verhängnisvolle selbst war nämlich ein Bekannter von dem ich zuweilen in seinem Hause am kaiserlichen Palaste in Nidbi gelegenen Gärten zu besuchen pflegte. Damals gelang es mir, die Sache etwas häufiger als sonst, einer hohen Angehörigen wegen, die mit dem Leben und dem Wohlstand des Großherrn auch nicht im Geringsten etwas zu thun hatte. Für meine Art der ganze Abdul Gambi, mit dem ich mich von dem hing, jederzeit einfach „Lufi“

nationalen Jubeljahres hatte. Wieder einmal kam das nationale Bewußtsein, die Freude an der Wiedereingangs der deutschen Volkstämme zu einem mächtigen Ganzen, der feste Wille, das mühsam Errungene zu erhalten, im deutschen Volke kräftig und fest zum Durchbruch. Man hat von demokratischer Seite empfindlich gerathen, die Gedenkfeste des großen Jahres zu unterlassen, um die „patriotischen Gefühle“ der damals Belebten zu „schonen“, anstatt einen großen „Glaubensakt“ zu pflegen. Wie thöricht! Nicht zum Ausdruck des Chauvinismus in irgend welcher Form, sondern vielmehr zu wichtigen Kundgebungen der Friedensliebe und des Friedensbedürfnisses haben die deutschen Jubelfeste geführt.

Neben der Stärkung des nationalen und monarchischen Bewußtseins hat die Feier der deutschen Ehrentage auch die bestmögliche Wirkung gehabt, der vaterlandlosen „Motte“, den sozialdemokratischen Parteiführern und Anführern vor den Augen des ganzen Volkes die bewährteste Waffe vom Gesicht zu reifen und das wehre heftigste und mutigste vaterlandsfremde Anstöß der Sozialdemokratie zu entziehen. Die ersten verurtheilenden und mahnenden Worte unseres Kaisers wirkten in der deutschen Landen wie eine Erlösung von dem Banne „des Muthes der Kalbblütigkeit“, und namentlich der in der sozialistenfreundlichen Periode der vergangenen Jahre am meisten bedrückte Mittelstand in Stadt und Land begann aufzuatmen.

Veider ist aber auf die erlösenden Worte des Kaisers die erwartende Befriedigung der Regierung nicht erfolgt. Der Mangel an Initiative der Reichsverwaltung, die wir schon bei Gelegenheit des vorigen Jahreswechsels zu beklagen hatten, macht sich noch immer unverändert geltend. Die Führung der politischen Aktion liegt nicht, wo sie im monarchischen Staatswesen unbedingt liegen muß, in den Händen der Regierung, sondern in denen von parlamentarischen Zufallsmajoritäten, bei denen noch dazu die vaterlandlosen Sozialrevolutionäre eine nicht unweckliche Bedeutung zu erlangen vermögen.

Solche Zustände würden unparlamentarisch zur Aufrechterhaltung des von der Demokratie erzielten parlamentarischen Regiments führen, wenn nicht der helle Blick und die feste Hand unseres Kaisers uns von einem derartigen weiteren Sinabgleiten auf der schiefen Ebene bewahrte. Die Demokratie sucht darum an dem Vorrechte der Krone, die Beamten zu ernennen, zu mädeln, und ein Vorbehalt jener Richtung ist dreist genug, die von Seiner Majestät berufenen Minister „Johanniter“ zu nennen. Auch das Schmähen des großen Königs seitens der geklammerten, der bürgerlichen wie der sozialrevolutionären Demokratie, wie es gelegentlich der Vorbereitung zur Feier des achtzigsten Kaiserjubiläumstages im Reichstage zum Ausdruck gebracht und durch einstimmige Erklärung der nicht demokratisch geklammerten Deutschen beantwortet worden ist, entanmt nicht den Muthen. Bismarck hat seine Lebensaufgabe mit der festen Begründung der Hohenzollernmonarchie gesucht, diese Aufgabe verlor der große Staatsmann auch noch heute, darum der daß, mit dem ihn die sämtlichen demokratischen Elemente verfolgen.

In dieser Aufgabe aber haben die Konserverativen nicht allein den Fürsten Bismarck haben und in allen Verhältnissen unerschrocken, sondern sie haben die Aufgabe, die Rechte und die Macht der Monarchie zu festigen und zu erhalten, für alle Zukunft übernommen. In diesem Sinne hat die Entwicklung unserer Partei auch während des jetzt zu Ende gehenden Jahres einen Schritt vorwärts gemacht, indem sie sich nicht nur den in der Konserverativen in verdächtiger Art sich ansetzenden Sozialpolitischen vom Schläge Naumann und Genossen eine feste unübersteigbare Grenzlinie zog. So selbstverständlich es war, daß die konserverative Partei Politiker,

die besuht oder unbewußt Klaffenbü schüren und die berechtigte Autorität untergraben, am letzten Ende also Staat und Monarchie in Frage stellen, in ihren Reihen nicht budeltes, so lebhaft waren und sind noch die Vorfürörterungen über diesen Gegenstand. Da aber auf der Seite der Naumann'schen Sozialisten wieder nur die geklammerte Demokratie (auch die des Centrum) heißt, so rekurirt die „Krit. Revue“, die Klammung in dieser Hinsicht zur Genüge durchgeführt und gerechtfertigt.

Mit frohem Muth können wir daher das neue Jahr begimmen. Die konserverative Partei wird auch im Jahre 1896 fortföhren und ihre Grundsätze zur Geltung zu bringen suchen. Sie wird sich weder einschläferndem Optimismus, noch lähmendem Pessimismus hingeben, sondern unter voller Wahrnehmung ihrer Selbstständigkeit mit offenen Augen den jeweiligen Verhältnissen gegenüberzutreten und ihrer Fahne getreu, im Vertrauen auf den allmächtigen Gott und in unabweisbarer Treue gegen Se. Majestät den Kaiser und König alles einbringen für Kaiser und Reich, für König und Vaterland.

### Deutsches Reich.

\* Die beiden ältesten Söhne des Kaisers werden am 22 April nach Wien überföhren. Schwefeliger Fommet hat für sich die erste Place in der Apotheke, einen alten palastartigen Gebäude, gemietet. Demnachstmal Fröhlich vor dem Haus des Wäckerer Baumfleckers Geborn aufgekauft. Mit den Büchern werden je drei Adolten Unterricht erhalten. Unter den für den Kronprinzen aus-erwählten Wittchilern befinden sich zwei bürgerliche. Der Kronprinz erhält den Unterricht der Unteroffiziere, Prinz Eitel Friedrich der Unteroffiziere.

\* Ueber das Befinden des Prinzen Alexander von Preußen ist folgendes Mittheilung ausgegeben worden:

In dem Befinden Seiner königlichen Hoheit des Prinzen Alexander von Preußen ist seit gestern ein seitliche Veränderung nicht eingetreten. Die Nachtrube war befriedigend, der Kräftezustand ist gut.

Berlin, 31. Dezember 1895.

\* Die erie Mittheilung, daß er am 18. Januar den fünfjüngsten Geburtstag des neuen Deutschen Reiches und der Kaiserwürde durch ein E. E. in dem Schloße feiern werde, hat der Kaiser, wie erinnerlich, dem Präsidenten des Reichstages gemacht, als er das neugedachte Präsidium wie üblich in den ersten Tagen der Session empfing. Bei dieser Gelegenheit hat der Kaiser, wie die frankfurter Zeitung zu berichten weiß, auch in liebenswürdiger Form dem Vereinten Ausdruck gegeben, daß unter diesem Verhältnis die Geschichte des Reichstages lohnend geleitet und der Ton des Anstehens in den Debatten gewahrt werden würde. Der Kaiser bemerkte weiter, daß er alle Abgeordneten des jetzigen Reichstages und denjenigen der beiden Reichstage aus den zwei Kriegsjahren, also des norddeutschen und des ersten deutschen Reichstages, werde einladen lassen. Der Kaiser sprach davon, daß von den früheren Parlamentariern viele gestorben seien, und erwähnte, es würden doch wohl an 500 Personen zu dem Feste kommen.

\* Zur Verhaftung des Fahren v. Hammerstein wird noch mitgetheilt, daß der Hofbefehl Kammerlein in italienischer Sprache bekannt gegeben wurde, die er nicht verheißt. Bellig geworden, ließ er sich von den italienischen Quasurini abführen. Er wurde sofort gefesselt. Seine Ueberführung nach Berlin wird, sobald die diplomatischen Aus-einanderlegungen erledigt sind, entweder sofort durch den Kriminalkommissar Wolff oder später durch die italienischen Karabinieri, mittels der sogenannten „Correspondenz strordinaria“ erfolgen, d. h. direkt, ohne den sonst üblichen langen

ihm nichts zu befürchten habe. Diese zuverlässige Stimmung scheint aber doch nicht lange bei ihm vorzuhalten zu haben, denn bald darauf erzählte uns eines Abends im „Club“ ein junger Diplomat die brühwarne Sensationsnachricht, Maroneni habe sich loeben, von mehreren „Heris“ verlorzt, aus der Bocek'schen Viertelne in das gegenüberliegende russische Palast-Palais geflüchtet und dort um ein Asyl gebeten, welches ihm natürlich auch gewährt wurde. Zwei Stunden später kam auch schon in der letzten Zeit mehrgenannte Heris — damals noch Zweite — Kammerer (Matembis) Groß All Den mit einem Adjutanten des Sultans, um in dessen Auftrage die Auslieferung des Flüchtlings zu erlangen. Herr Nelidow war jedoch, der vordergründigen Stunde wegen“ für die beiden Abgesandten Abdul Samid's vorläufig nicht zu sprechen. Zwei oder drei Tage lang blieb Maroneni in der russischen Hofstadt. Es kam hierüber zu Verhandlungen und schließlich schenkt Herr Nelidow seitens des Sultans selbst beratig ausstehende Garantien für die fernere Sicherheit seines Schützlings erhalten zu haben, daß er sich mit der Beisthilfe derselben nach besten eigenen Sinne erinnernden erklärte. Im Verlaufe einiger weiterer Tage hatte sich die Sache denn auch in einer den in hartbedrängten Maroneni nach dieser Richtung vollkommen entlastenden Weise aufgelöst. Chechka la femme! Eine von dem alten kaiserlichen Leib Medicus kurz vorher an die Luft geföhnte Jungfrau, die e als einmalige Einzelangehörigerin letzter Göße zu betrachten so unvorsichtig war, heute aus Hande den unglücklichen Ereignissen ihrem bermaligen Liebhaber, einem Palastpöbel „Heris“, demnürzt. Maroneni-Baidas wurde von seinem kaiserlichen Patienten wieder in vollen Gnaden aufgenommen, denn leblich dummer Weibergegeschichten wegen wird man zu Konstantinopel glücklicherweise noch lange nicht mit Vesporis-Wasser getrauf.

Da machte mir eines Morgens mein Kusifer die über-raschende Mittheilung, daß „wir“ seit unserer vorletzten Fahrt zu Maroneni unter geheimpolizeilicher Kontrolle ständen. So oft ich den Wagen bestiege, käme aus irgend einer nahen Ecke ein „Heris“ (Heri) hervor, der dann die nächste Drohsache nähme und uns in einiger Entfernung gewöhnlich begleite. Und wirklich, als mein Wagen losfuhr, sah ich auch den „Heris“, der in einer Zeitung zu lesen schien und dabei ein möglichst dummes Gesicht machte, in einer Drohsache hinterher fahren. Ich ließ mehrfach den Kutschen ändern, in verschiedene Seitengassen einbiegen, der Mensch kam stets mit und geleitete mich getreulich bis zum Hause Maroneni's und dann auch wieder ebenso zurück. Später sah ich denselben Menschen stundenlang an einem Züchden vor der meiner Wohnung gegenüberliegenden Kneipe sitzen und dabei ununterbroch nach meinen Fenstern glickern. Dann wurde er von Anderen abgelöst, und ich sah im Ganzen sehen hier nur um auch bei all meinen Gängen abwechselnd auf Schritt und Tritt in gemessener Entfernung nachfolgenden „Heris“. Den ganzen Akt sonderlich tragisch zu nehmen, lag indeed keinerlei Grund vor, und außerdem ist man am Goldenen Horn dergleichen längst gewöhnt. Es dürfte auch kaum sonderlich übertrieben sein, wenn man sagt, ein Viertel der Einwohner-schaft Konstantinopels werde stets geheimpolizeilich überwacht, während die übrigen drei Viertel aus — Spionen beständen.

Ich dachte gleich an Maroneni-Baidas als die Ursache dieser mit zu Fehl gewordenen Aufmerksamkeit, denn mit anderen Worten, möglicherweise verdächtigen „Staatsverführers“ hätte ich damals keinerlei Umgang. Als ich ihm bei meinem nächsten Besuche von der Bekkerung erzählte, lachte er und meinte, die Schulte von Palastpöbeln müßten für ihren guten Lohn doch irgend etwas zu thun haben, und der Sultan wisse sehr wohl, daß er von









## Das Teſtament der Indierin.

Roman in zwei Bänden von Mary Cecil Hay  
(Maſſam Howard).

„Sie ſcheinen ſich nicht ſehr darum zu grämen?“  
„Doch,“ antwortete ſie, „ich möchte, glaube ich, ſehr gern reich ſein.“

„Selbſt philoſophirte Royden, daß der alte Baron ſchließlich noch die Verantwortlichkeit ſeines Reichthums auf die Schultern ſeiner Schweſter wälzte. Hat ſie das Geld ſeit ſeinem Tode benutzt?“

„Nein, zum Glück für uns hat es Zins auf Zins getragen, ſo daß jetzt das Erbe mehr als eine Million in klingender beträgt, die Liegenſchaften nicht mitgerechnet.“

„Solche Reichthümer kann Lady Lawrence leicht theilen.“

„Ja, das kann ſie in der That, Mr. Keith,“ gab die Dame des Hauſes zu, „und doch wird ſie vermuthlich nur einen Erben wählen, und das wird natürlich Hervey ſein.“

„Aber Mr. Haughton iſt doch eben ſo nahe mit ihr verwandt, nicht wahr?“

„O, auf ihn wird ſie nicht kommen,“ unterbrach ihn der Rittmeiſter eifertig, er iſt ein Plebejer, ein ſimpler Landadvoſat und ebenſo geizig, wie der alte Myddelton ſelbſt.“

„Du ſollteſt doch Rückſicht darauf nehmen, daß Mr. Haughton mein Vormund iſt, Hervey,“ bemerkte Honor ruhig.

„Das iſt einerlei,“ jagte Trent lachend, „Du haſteſt ihn ja ſelbſt gründlich.“

Ein ſchlüchziges, peinliches Roth überzog die Wangen des jungen Mädchens, und Royden bemerkte, daß ſie dieſer Behauptung nicht recht widerſprechen vermochte.

„Vielleicht,“ jagte er, „zieht Lady Lawrence auch eine Erbin vor; es wäre doch zu natürlich, wenn ſie eine junge Verwandte um ſich zu haben wünſchte, da ſie keine Tochter beſitzt.“

„Das habe ich auch ſchon oft gedacht,“ erklärte Mrs. Trent offenberzig, „und es iſt mir ein angenehmer Gedanke, wie gut meine Tochter dieſe Stellung ausfüllen würde.“

„Mehr als die Anderen?“

Theodora wandte ſich zu Mr. Keith in offenem Erſtaunen, als er dieſe kühle Frage that, doch entwarfnete ſie bei dem Anblick ſeines ſchönen, ſorgloſen Geſichtes ſchnell ihr Verſtand.

„Was die andereu anbetrifft,“ jagte ihre Mutter dann mit einer wegwerfenden Handbewegung, „ſo würde Jane Haughton ſparen und geizen, wie ein weibliches Gegenſtück zu dem alten Baron ſelbſt, und Rhoebe Owen würde das ganze Geld an ihre eigene werthe Perſon verſchwenken.“

„Fürwahr, eine kleine Perſon, um eine Million daran zu hängen,“ rief Honor mit einem ſchnellen Blick ihrer Augen, der halb Kerger, halb Beluſtigung ſprühte.

„Und —?“ fragte der Gaſt ebenfalls lachend.

„Nun, die letzte Richtige iſt Honor,“ ergänzte Theodora ſchnell, „von ihr bin ich ſeit überzeugt, daß ſie gar keine Idee hat, was mit dem Gelde anfangen.“

„Nicht wahr Honor?“

„Und doch würde ich das, ich würde mir ein prachtvolles Haus einrichten, in welchem Niemand etwas zu befehlen hätte.“

„Welch' ein kindiſcher Einfall!“ ſpottete Theodora mit verächtlichem Achſelzucken, „und wem würde außerdem das Geld zugute kommen?“

„Ich könnte mir dann einen Lehrer halten, der mir Anſtandshunde ertheilt, um Hervey dieſer ihm höchſt läſtigen Pflicht zu entheben.“

„Sie haben Recht, Miß Carven, ſolcher Reichthum ſollte einem edlen Zwecke dienen,“ jagte Mr. Keith mit einem ironiſchen Lächeln, „das Gold iſt allerdings, wie wir alle wiſſen, eine Kraft, die Himmel und Erde in Bewegung ſetzt, doch

beſitzt es meiner Meinung nach auch noch andere Fähigkeiten.“

„Ein Uebel kann daſſelbe jedoch nicht heilen,“ rief Honor die anfangs über ſeinen Ton ein wenig betroffen war, aber ihm doch heiter antwortete, und zwar unſern Erbſeher — den Geiz. Oft muß ich darüber nachdenken, wie bald Lady Lawrence uns Alle als Myddeltons erkennen wird, wenn ſie ſieht, wie wir Alle ihr wegen der Reichthümer, welche ſie für einen von uns in petto hat, den Hof machen.“

„Alle Frauen von Blois ſind choleriſcher Natur,“ citirte Royden, indem er ſich, dem Beiſpiele ſeiner Wirthin folgend, erhob.

Honor blieb plötzlich ſtehen und fragte:

„Wie iſt das zu verſtehen, Mr. Keith?“

Er ſah ihr lächelnd in die unſchuldigen fragenden Augen und antwortete, während Mrs. Trent und Theodora ſoß vorbeijuchelten:

„Ein Reijender, der nach Blois gekommen war und ſeine Wirthin in ſchlechter Lane antraf, ſchrieb ſeine Erfahrung in dieſer Weiſe nieder.“

„Honor,“ bemerkte Mrs. Trent, als das junge Mädchen das Empfangszimmer betreten, ich hoffe, daß Du eines Tages noch lernen wiſt, wie Du Dich, wenn Du die unwichtigſte Perſon in einer Geſellſchaft biſt, zu benehmen haſt. Ich verzeiwelfe, es Dir beizubringen.“

„Geſetzt, ich lernte es gründlich, und fände dann heraus, daß ich nicht immer die unwichtigſte Perſon bin,“ jagte Honor mit einem etwas boſhaften Blick unter ihren langen Wimpern, „ſo müßte ich ja Alles wieder verlernen und eine neue Lektion beginnen. O, meiner Treu, wie herrlich muß es ſein, immer nur ſeinen Gefühlen folgen zu dürfen!“

„Wenn ich ein Mädchen, wie Du, wäre, Honor,“ mißte ſich Theodora mit einem übertriebenen Ausdruck von Verzeiwelfung ein, „würde ich dankbar ſein gegen diejenigen, die mich zu erziehen verſuchten.“

„Unter dieſen Umſtänden wäre es das Beſte, wenn Du ich wäreſt,“ war Honor's trockene Erwiderung, indem ſie ſich einen möglichſt bequemen Sitz ausſuchte, wie Mrs. Trent und Theodora ihn ihr erlaubten, und ſich anſchickte, ſich bei der um unvermeidlich folgenden Unterhaltung über Modedachen thunlichſt zu amüſiren.

„Es würde unſchicklich ſein, mir ein Buch zu nehmen und mich mit anderer Menſchen Gedanken zu unterhalten,“ dachte ſie bei ſich in Stillen, als ihre Tante endlich ihrem gemohnten Schläfchen unterlag und Theodora ebenfalls ſich dem doles far niente hingab, „doch ſteht es mir augenſcheinlich frei, meine eigenen zu verfolgen, gerade wie ſie.“

Am der Wand ihr gegenüber beſand ſich ein großer, runder Spiegel, in welchem ſie zwiſchen den an beiden Seiten brennenden Kerzen die Gruppe am Kamin überſehen konnte, die ältere Dame in ihrem Armſtuhl gemächlich eingenickt und die jüngere ſaß ebenſo bewegungslos, mit der einen beringten Hand ihr ſchönes regelmäßiges Geſicht beſchattend.

Theodora beſaß weder glänzende Talente, noch ſonſtige Geiſtesgaben, weder tiefe, noch edle Charaktereigenſchaften, doch konnte man ihr eine Naturanlage nicht abſprechen: ſie verſtand es außerordentlich, durch geſchmackvolle Auswahl der Toilette ihrer ausdrucksloſen Schönheit Wirkung zu verſchaffen — dies war ihr tieſtes Studium. Auf jedem Valle, den ſie mit ihrer Mutter beſuchte — und Miß Trent beehrte, wenn ſie nur irgend konnte, alle, ſowohl in der Stadt, als auch auf dem Lande — wurde ſie als eine gefährliche Rivalkin ſelbſt von vielen ſtärkeren und hübſcheren jungen Damen angeſehen, und nicht wenige der jungen Herren, die mit ihr tanzten, waren ſich ſoß bewußt eiferſüchtig beobachtet zu werden, da ſie die bewunderteſte Partnerin gewonnen hatten. Was Wunder, das Geſicht iſt ja nur ein kleiner Theil des ganzen Körpers, und wer konnte Mannigfaltigkeit und Geiſt dort vermiſſen, da man dieſelben in

den zahllosen Schmuck- und Toilettengegenständen fand, welche Theodora so geschmackvoll zu tragen verstand?

Honor's Augen weiten lange auf diesen beiden Gestalten, kaum einen Augenblick ihr eigenes weißes und ruhiges Gesicht betrachtend.

„Geseht, jener Spiegel wäre der Lao und gäbe sowohl den Geist, als die Person wieder, was würde ich sehen? Nicht viel!“ fügte sie lächelnd hinzu, ihr eigenes Bild dabei unbewußt ignorirend, „in Mrs. Trent und Theodora ist nicht viel, was der Mühe werth wäre, von dem Spiegel der Lao zurückgeworfen zu werden.“

Während sie unter solchen Gedanken noch immer in den Spiegel sah, öffnete sich die Thür hinter ihr, und der Gruppe gesellte sich ein neues Gesicht hinzu.

„Nun,“ sagte sie, ihrer Phantasie weiter freien Lauf lassend, „jetzt möchte ich, daß es der Spiegel der Lao wäre.“

Höchst wahrscheinlich würde Royden Keith Anstand genommen haben, das Zimmer zu betreten, wenn jener runde Spiegel wirklich der Zauberspiegel, an den Honor dachte, gewesen wäre, so aber setzte er sich, da es nur ein harmloser Wiedergeber war, mit der größten Mühe demselben gegenüber und war des Vorhandenseins desselben an der Wand sich wahrscheinlich gar nicht bewußt.

Mrs. Trent war indessen jetzt wieder vollständig munter geworden und winkte Honor, an ihrer Seite Platz zu nehmen, während sie ihren Thee schlürfte, dann bat sie ihre Tochter, mit Hervey ein Duett zu singen und auch Mr. Keith aufzufordern, sich an dem Gesange zu betheiligen.

Theodora sang mit ihrem Vetter ein oder zwei Lieder und dann einige Male allein; Mr. Keith schien hingegen zu einem Duett oder Trio nicht aufgelegt zu sein und Honor hatte man nicht aufgefordert; sei es nun, daß letztere diese Zurücksetzung so tief empfand, kurz, sie erhob sich und erklärte, sie müsse heimgehen.

„Jane hat mich, heute früh wiederzukommen,“ sagte sie zu ihrer Tante mit leichtem Errothen und jetzt gab der Spiegel ein wirklich liebliches Bild zurück.

Royden Keith stand auf und wartete darauf, daß sie ihm zum Abschiede die Hand reichte, es lag nichts Auffälliges in seinem Blick, und Niemand hätte gewiß errathen, wie lange dies eben gesehene schöne Bild ungetrübt in seiner Erinnerung fortleben würde.

„Dies ist wirklich ein neuer Einfall von Dir, Honor,“ bemerkte Mittmeier Trent, mit einem Schatten der Enttäuschung auf der Stirn näher an sie herantretend, „warum stellst Du Jane's Wünsche so in den Vordergrund? Sind sie heute Abend im Lerchenhofe etwa nicht allein?“

„Doch, das hoffe ich,“ antwortete sie hastig.

„Wen fürchtest Du denn zu Hause anzutreffen?“ fragte Theodora, sich über Mr. Keith's Lachen wundernd, da er doch von Honor's Heim nichts kannte.

„Bermuthlich ist es wieder der kleine Slimp,“ schaltete der Mittmeier spöttisch ein.

„Ja,“ sagte Honor kleinlaut, „es ist der kleine Slimp.“

„Sлимп — Slimp? — den Namen habe ich schon gehört,“ sagte Royden in heiterem Tone, „ich glaube beinahe, daß ich die Ehre gehabt habe, einen Herrn dieses Namens zu sehen — einen Mann von außerordentlichem Ebenmaß der Glieder, offenem Gesichtsausdruck — einen Mann ohne Furcht und Tadel, oder — warum lachen Sie, Miß Craven?“

„Wenn Sie versucht hätten, das gerade Gegenstück des Mr. Slimp, den ich kenne, zu beschreiben, so hätte Ihnen das nicht besser gelingen können.“

„Wirklich, dann bitte ich mir von Ihnen eine Beschreibung Ihres Mr. Slimp aus.“

„Das kann ich nicht, Mr. Keith,“ lächelte das Mädchen, „ich kann Ihnen nur so viel anvertrauen, daß er ein kleines häßliches Gesicht und einen rothen Fuchsbart hat.“

„Und Sie mögen ihn nicht leiden?“

„Nicht ein Bißchen,“ rief sie, indem ihr das Blut in die Wangen schoß und sie rasch Mrs. Trent die Hand zum Abschiede reichte.

„Wenn Sie jetzt wirklich nach Hause gehen wollen, gestatten Sie mir da, Sie zu begleiten, Miß Craven?“

Theodora sah erlaunt auf; bis jetzt hatte sie es für einen übertrieben sicheren Schutz angesehen, wenn ein Diener Honor Abends vom Parkhaus nach dem Lerchenhofe begleitete. Mr. Keith brauchte doch seine Begleitung nicht anzubieten.

„Das wird nicht nöthig sein,“ legte sich Hervey Trent ins Mittel, „ich begleite Miß Craven.“

„Und Sie, Mr. Keith,“ schmeichelte Theodora mit ihrem lieblichsten Lächeln, „müssen bleiben, und die Parthie Schach, auf die ich mich so sehr gefreut habe, mit mir spielen; sehen Sie, wie früh es noch ist. Ich bin gewappnet. Gute Nacht denn, Honor!“

„Mama,“ sagte Theodora, als Mutter und Tochter eine Stunde später sich allein befanden, „Du solltest Mr. Keith zu uns auf acht oder vierzehn Tage einladen; er wohnt im Hotel und so lange Hervey bei uns ist, könntest Du es, ohne daß es auffällt, sehr gut thun.“

Mrs. Trent's Athem gerieth auf einige Minuten ins Stocken. „Theo,“ sagte sie endlich, „ich habe mich schon den ganzen Abend über Dich gewundert, dieses aber setzt Allem die Krone auf. Laß, bitte, Hervey diese plötzliche und lächerliche Schwärmerie nicht merken.“

„Hervey wird an mir nie etwas Lächerliches finden,“ war Theodoras selbstgefällige Erwiderung, „doch, Mama, Du mußt selbst zugeben, wie viel höher Mr. Keith steht, als alle anderen Herren unserer Bekanntschaft.“

„Aber Kind, was wissen wir von ihm?“ fragte die Mutter ärgerlich.

„So viel,“ entgegnete die Jüngere, als ob dieses Thema ihr sehr interessant wäre und sie deshalb so lange als möglich bei demselben verweilen möchte, „wissen wir, daß er ein vollendeter Edelmann ist, dem die Gesellschaft gern ihre Thüren geöffnet hat; wir wissen, daß er viel gereist und viel gesehen hat und sehr geschickt ist, wir wissen, wie vortheilhaft er gegen alle anderen Herren in der Gesellschaft auf dem Schlosse damals sich ausnahm, wie eifersüchtig die Damen um ihm herum waren und wie weiblich Hervey dagegen ausfieht; wir wissen schließlich, daß er sehr reich ist. Wer kann Hervey noch beachten, wenn Mr. Keith zugegen ist?“

„Theo, meine Liebe,“ bat Mrs. Trent vorsichtig, denn wie alle schwachen und nachsichtigen Mütter fürchtete sie, das Mißfallen ihrer Tochter auf sich zu lenken, „Du kannst ja meinerwegen Mr. Keith's Gesellschaft, so lange er sich hier in der Nähe aufhält, nach Herzenslust genießen, doch wäre es höchst unklug von Dir, Hervey's Eifersucht herauszufordern. Mr. Keith mag ja ein reicher Mann sein, daran zweifle ich nicht, was ist aber sein Reichthum im Vergleich zu demjenigen, den Hervey zu erwarten hat? Denke daran, Theo, wie sehr mir daran liegt, daß Du eine gute Parthie machst. Es ist ja,“ so schloß Mrs. Trent pathetisch, „mein einziger Lebenszweck.“

„Ganz recht,“ entgegnete die Tochter nicht ohne Heftigkeit, „ich werde Sorge tragen, daß Dein Zweck erreicht wird, aber verschone mich nun mit weiteren Verhaltensmaßregeln.“

(Fortsetzung folgt.)

### Aus dem Gebiet der „schwarzen Diamanten“.

Von Max Sany.

An Ueckerfluß von landschaftlichen Schönheiten leidet das sogenannte Saargebiet, das heißt der im Kriegsjahre 1870 einem feindlichen Angriff am meisten ausgefetzte Zipfel der preussischen Monarchie, der sich zwischen Luxemburg im Westen, der Rheinpfalz im Osten bis an die lothringische Grenze nach Süden zieht, eigentlich nicht. Sogenannte historische Denkwürdigkeiten von Bedeutung sind dort ebenfalls nicht zu finden. Es war eben in früherer Zeit ein kaum bewohntes Jagdgebiet der rheinischen Feudalherren, die damals noch keine Gelegenheit hatten, die unterirdischen Schätze ihrer Ländereien auszubenten. Wir haben hier die hügeligen Ausläufer der Vogesen und die Anfänge der Haardt, ein Land mit weiten Thalmulden, bedeckt mit dürftigem Tannenwald, dazwischen Streifen grasigen, aber wenig fruchtbaren Landes. Was hier auf der Oberfläche wächst, ist ja auch ziemlich Nebensache. Die Reichthümer, die eine großartige Montan-Industrie hervorgerufen haben und immer weiter entwickeln, ruhen im Schooße der tiefen Sandsteinschichten kommen aber an manchen Stellen fast bis an das Tageslicht, so daß man zuweilen beim Hausbauen die Grundmauern direkt auf Steintohlenmassen setzt und beim Ausföhlen der Keller erst die Bergbaubehörde um Erlaubniß fragen muß, die das feste Monopol über alle schwarzen Diamanten hat, die in der Gegend aus irgend welchen Gründen „angeföhrt“ werden. Und die Gegend ist sehr reich an solchem Gestein, das unter der Regie der preussischen Regierung in Gold umgeföhrt wird. Durch diese betriebene Thätigkeit gewinnt die Natur aber keineswegs an

Be- es nach die Zeit no nicht in bestim hoflich sind an tren in der wein in der fester in weide au best gen noch a nach a Helm dem 8) schigen ober 2) anene angege Rich von 2) die 2) Schim und a gu Et lante 2)on 1) als feic erman gung

alle et beantr DFG

Schönhe unstatte Dalfen Dampf struktion laufen. den S Kohlenk 400 M aber au der 2 Galben ausfüll terles verichön dampfen tümen, schwind natur i Di welcher bezirkes Freiher seine R im Ba Dämme zeigen k heit un oder de weiten massen ein S thümer in Pre 120 W Ländere in der das vor malige fadh, al inmitten geschäft gewach Sinn g durchfa G die der leihen, gruben umrah Einwoh Buckel unbede Jahren und ein Unten Mühl Staat dem de oftmals kleine immer das W Arbeit schoben zu bild kirger und B habend Mensch die Mi trotz fr Frankf nichts Ausföh mit ih macht Straß Schau alten

Schönheit. Im Gegentheil, für wird dadurch ganz bedeutend verunstaltet. Da liegen in einer Waldblöße oder in gründerthaltenung die schuppenartigen Grubenhäuser mit langem Dampfrohrstein, daneben das hohe Fördergerüst aus Eisenkonstruktion, auf dessen Gipfel zwei riesenhafte Räder in die Runde laufen. Sie leiten die Drahtseile von der Maschinenwinde in den Schacht hinunter, an denen das Förder-Gestell für die Kohlentarren hängt, also ein riesenhafter Fahrstuhl, der oft bis 400 Meter in die Tiefe sinkt. Mit den Steinkohlen werden aber auch ungeheure Massen von schwärzlichem Steingeröll aus der Tiefe hervorgeharrt, das dann, zu sogenannten Halben aufgehäuft, mit der Zeit die Thalsenkungen ausfüllt und weit umher unfreundlich dreinschauendes, steriles Land schafft, das keine Pflanzendecke verlohnt. Hierzu kommen noch die zahlreichen Hochöfen mit dampfenden Schlackenhalben und muffigen, rauchenden Angestümen, die den Himmel verfinstern, dem Wald ein graugrünes, schwindstüchtiges Aussehen verleihen und die ganze freie Gotesnatur in trübe Schleier hüllen.

Diesen trostlosen Eindruck empfangen wir überall, von welcher Richtung wir uns auch dem Centrum des Industriebezirkens nähern, in dem auch der Geheime Commerzienrath Freiherr von Stumm unter der Firma „Gebrüder Stumm“ seine Residenz aufgeschlagen hat. Die Ortschaften, an denen wir im Bahnzuge bald in tiefen Einschnitten oder auf hohen Dämmen, bald durch schwarze Tunnels hindurch vorüberfliegen, zeigen bei aller Solidität der Bauten eine langweilige Einfachheit und Einförmigkeit, keine malerische Charakteristik im Stil oder der Anordnung — veräucherte Arbeiterkolonien und auf weiten Lagerplätzen nichts als Niesenhaufen von Kohlen, Eisenmassen und zur Abwechslung einmal Steine, Cement oder sonst ein Stapel von Baumaterialien, Grubenholz zc. Der Eigentümer eines großen Theiles dieser Herrlichkeiten, v. Stumm, dessen in Preußen einkommensteuerpflichtiges Vermögen angeblich auf 120 Millionen Mk. eingeschätzt ist (er hat auch noch andere Ländereien und Werke in Lothringen), hat seine Wohnung in der Nähe von Saarbrücken auf Schloß Halberg bei Brebach, das von seiner parkbewachsenen Höhe hinübersehend über die ehemalige Grenze gegen Spichern blutigen Angedenkens. Das einfach, aber elegant gebaute Stammhölzchen in Neunkirchen, das inmitten seines größten Hüttenwerkes liegt, benutzt er nur zum geschäftlichen Absteigequartier, und oft genug sieht man den hochgewachsenen, schlanken Mann mit dem prachtvollen grauen, am Kinn getheilten Vollbart in seiner einfachen Equipage das Revier durchfahren.

Es sind aber keineswegs die Stumm'schen Anlagen allein, die der verruchten Gegend ihr eigenthümliches Gepräge verleihen, hierzu tragen auch die schon erwähnten zahlreichen Kohlengruben der Regierung, welche Neunkirchen in weitem Kreise umrahmen, das Ihrige bei. Neunkirchen selbst, mit 30000 Einwohnern das zweitgrößte Dorf Preußens, liegt auf einem Buckel inmitten des weiten Mundthales der faulen Blies, eines unbedeutenden, schwarz rüben Wasserlaufes. Noch vor vierzig Jahren war es eine kleine Ortschaft mit einer einzigen Kirche und einem Haufen von aneinandergeliebten, schiefen Bauten. Unten am Fuße des Bergdorfs lag im Nadelholz versteckt am Mühlweiher, der jetzt in ausgedehnten Parkanlagen malerischen Staat macht, das damals nicht sehr bedeutende Hüttenwerk, zu dem der Großvater Stumm's — wie der Freiherr jetzt noch oftmals mit Stolz hervorhebt — mit einigen Gesellen die erste kleine Hammermühle an der Blies angelegt hatte. Mit den immer zahlreicher werdenden Schienenstraßen, zu denen man hier das Material fabrizirte, wuchs das Werk, vermehrten sich die Arbeiterhäuser, und heute sind sie an der Berglehne hinaufgeschoben, um mit dem oberen Dorf eine ungeheuer lange Ortschaft zu bilden, in der nur noch einige hundert alteingesessene echte Neunkircher wohnen: alle Anderen sind Freunde, Arbeiter, Gewerksleute und Beamte. Die alten Dörfler sind aus armenlichen Bauern wohlhabende Haus- und Grundbesitzer geworden, denn der Zufluß an Menschen hat die Bodenpreise in eine unglaubliche Höhe getrieben und die Miethspreise für Wohnungen, die für den neuen Ankömmling trotz stets reger Baulust oft kaum zu finden sind, geben denen in Frankfurt und anderen als theurer bekannten großen Städten nichts nach. Neunkirchen darf sich allerdings mit seinem äußeren Aussehen nicht allzujehr brüsten; denn nur die Hauptstraße mit ihren durchgehends aus nur zwei Stockwerk hohen Bauten macht einen einigermaßen freundlichen Eindruck. In diese Straße auch mit dicht aneinander gereihten Läden, großen Schaufenstern und Wirthshäusern jeden Genres befestigt bis zum alten Marktplatz empor, so darf man doch nur in eine der

krummbuckeligen Nebenstraßen einbiegen, um die Rehrseite zu schauen. Dort trägt das Bild der Ortschaft in unregulirten und ungepflasterten Wegen trotz solcher Steinbauart den Charakter des Provisorischen, Unfertigen, muthet geradezu amerikanisch an, wo ja nicht selten ganze Städte in ein paar Wochen aus der Erde wachsen.

Belebt ist die Hauptstraße (Hüttenbergstraße) Tag und Nacht. Auch das Wirthshausleben nähert sich in dieser Beziehung dem Weltstädtischen. Bis 2 Uhr Nachts kommt man nicht leicht in Verlegenheit — nämlich trocken heimkehren zu müssen. Zu gewissen Tages- oder Nachtzeiten, wenn die Arbeitsschichten auf den Werken und in den Gruben wechseln, wimmeln die Straßen von beruhten Gestalten, die, in einer Hand den kleinen Blechkeffel, in der andern einen derben Hakenstock, den Berg hinauf oder herab wandern, in jenem emsigen, regelmäßig abgemeßenen Schritt des Arbeiters, der keine Minute der ihm zugemessenen Mußestunden unnüß vergeudet. Die Leute wohnen oft stundenweit von ihren Arbeitsstätten entfernt, und viele benutzen die Eisenbahn. An den Sonntag-Vormittagen schwärmen die Straßen von Kirchengängern in sauberen Kleidern, die Bergleute in ihrer charakteristischen Uniform und dem schirmlosen Szako. Wenn die etwas grell klingenden Glocken der neuen katholischen Kirche inmitten der Ortschaft auf der Höhe des Hüttenberges erklingen, ist der Platz vor der Kirche von dichten Menschenmassen gefüllt, die hier während einer Messe warten, bis die nächste an die Reihe kommt, denn trotz ihrer stattlichen Größe ist die Kirche nicht weit genug, alle hereinströmenden Väter mit einem Male zu fassen. Selbst draußen auf den Freitreppen sitzen sie in ganzen Schaaren und suchen, durch die weitgeöffneten Kirchthüren blickend, dem Gange des Gottesdienstes zu folgen. Fromm sind alle, aber nach dem Liede: „Der Bergmann ist eine lustige Haut“ sind sie ebenso ausgelassen, wenn es zu Tanz und Spiel geht, und dafür ist durch eine bis ins Himmelblau gehende Vereinsmeierei ausreichend gesorgt. Daß es bei dem harten und gefährlichen Arbeiterleben auch in den Vergnügungen ziemlich urwüchsig hergeht, Streitigkeiten nicht selten sind, läßt sich wohl voraussetzen. In diesen Händeln spielen die gefährlichsten Waffen, Revolver und Dolchmesser, eine verhängnißvolle Rolle, trotzdem im ganzen Regierungsbezirk Trier seit den großen Bergarbeiterstreiks in den Jahren 1893-94 das Waffentragen polizeilicherseits strengstens verboten ist.

Kalt schaurig und romantisch gestaltet sich das Bild von Neunkirchen in der Nacht. Aus den Thalgründen und von den Höhen hernieder, wo die Grubenwerke liegen, leuchten als einsame, helle Sterne die elektrischen Bogenlampen aus der Ferne, und unten im Stumm'schen Hüttenwerk beginnt ein seltsam farbenprächtiges Leben. Aus den Gipfeln der zahlreichen Hochöfen, die dicht bei einander liegen, schlägt stoffweise und haushoch die bläuliche Flamme, und es macht das Ganze mit seinen grell beleuchteten Gebäuden und hohen Dampfrohrsteinen den Eindruck einer brennenden Stadt, deren rothe Gluth die Umgegend taghell erleuchtet und den dick und schwarz aufquellenden Rauchmassen eine düsterröthe Färbung verleiht, wie eine echte Hölledecoration. Der finstere Wald auf den umliegenden Höhen bildet dazu einen wirklamen Hintergrund. Nähern wir uns den Oefen, bis wir die Einzelheiten unterscheiden, so sehen wir am Fuße der riesenhaften Eisenbauten die flinkbeweglichen Gestalten der Hüttenleute hantieren. Dort wird eben der untere Verschluß des Ofens weggeschlagen, und in grell weißglühendem Strom schießt die flüssige Eisenmasse heraus, wagt durch eine lange Rinne und sendet einen Funkenregen wie bei einem Brillantfeuerwerk empor, bis das geschmolzene Metall in einen Kessel abfließt, der auf einem in tiefstehender Gasse stehenden Eisenbahnwagen ruht. Mit langen Eisenhaken, die meterweis rothglühen, stoßen die Arbeiter, die mehr schwarzen Dämonen denn Menschen gleichen, in den offenen Ofen, beischleunigen den Gluthstrom, der hier und da in feurigen Wellen überfließt und den Erdboden in Brand zu setzen scheint, bis das Mundloch wieder krachend zugeschlagen wird und das dumpf donnernde Geräusch des Dampfventilators anzeigt, daß die Hölle im Innern des Vulkans zu neuer Feuergluth angefaßt wird. Der volle Kessel glühender „Speise“ wird von der sauchenden Lokomotive hinweggeführt und wirkt als Leuchtkörper einen rothen Schimmer auf die geschwärzten Mauern und durch finstere Brücken hindurch, bis er in den rauch- und dampfgesüllten Gassen der Werkhäuser in der Ferne verschwindet. Das ewige Bohren der Niesenhämmer, das Kreischen der Walzen, das Stöhnen und Fauchen der Dampfmaschinen, das Stürzen eiserner

Schienen und das Poltern von aufgeschütteten Materialien erfüllt die Nacht mit einem weithin hörbaren, undefinierbaren Geräusche, das nur mitunter von dem schrillen Pfiff einer Dampfpeife oder dem in dem Höllebreughel sanft klingenden Schlag einer Glocke unterbrochen wird. So geht es fort, die ganze Nacht hindurch, und wenn die Sonne über die Berge steigt und sich Bahn bricht durch den Rauchnebel, blickt sie auf das wildbewegte Bild der eisernen Industrie nieder, das jetzt bei Tageslicht selbst die Form verändert zu haben scheint, aber, wenn auch in lichtere Farben getaucht, doch vom künstlerischen Standpunkt aus mehr merkwürdig als schön ist. Doch dieses rasilose, rauchspeiende Schaffen bringt Geld, das Mittel der Macht, mit dem auch Frhr. von Stumm sein Reich leitet, wobei bemerkt werden muß, daß ein großer Theil des Verdienstes zum Besten der Arbeiter in Wohlthätigkeitsanstalten angelegt wird, und das in einem Umfange, wie wohl bei wenigen Etablissements im Deutschen Reiche.

## Allerlei.

**Steingeräthe als Heilmittel.** Der Glaube, daß Steingeräthe des Alterthums glückbringende Kraft besäßen, ist sehr alt. So sind in dänischen Gräbern, welche dem Bronze-Alder angehören, zugleich mit Bronzefachen auch Flintgeräthe gefunden worden, die auf eine Weise abgenutzt waren, welche es deutlich erweist, daß sie nicht nach ihrer ursprünglichen Bestimmung als Geräthe oder Waffen, sondern augenscheinlich als Amulette gegen böse Geister, die im Alterthume als Urheber aller geistigen und physischen Leiden, welche die Menschheit heimlichen, angesehen waren, gebraucht worden sind. Aber auch eine unmittelbare heilende Kraft wurde und wird in gewissen Gegenden auch jetzt noch solchen Steingeräthen zugeschrieben. Der russische Forscher Poljakow hat in dem Gouvernement Tula viele interessante Beispiele des Glaubens an die heilige Kraft von Steingeräthen angetroffen. Die „klugen Weiber“ benutzten solche bei ihrem Heilungsverfahren. Ja, es war ihm beinahe unmöglich, Steingeräthe aus der Steinzeit zu erhalten, weil sie zu hoch vom Volke als Arzneimittel angesehen waren. Meistens wurden sie „Donnerkeile“ genannt, immer aber waren es Spizen von Spiezen oder Pfeilen. Entweder wurde der Patient mit den Waffen verwundet, oder er mußte Wasser trinken, das über die Flintwaffen gegossen war, oder der angegriffene Körpertheil wurde mit solchen Wasser gewaschen. In Tula wurden derartige Donnerkeile als Schätze angesehen, oft riefen sie ernstliche Erbitterungen hervor, und Niemand, der eines solchen Schatzes habhaft geworden ist, läßt ihn im Guten wieder fahren. So erzählt Poljakow, daß ein neunzigjähriges Weib an sechs Stücken solcher Steingeräthe einen großen Schatz zu besitzen meinte; theils hatte es dieselben als Erbschaft, theils durch Heirath erhalten. Sie erklärte ohne Umschweife Poljakow, daß sie auch nicht im Tode sich von ihnen trennen würde. — Besonders merkwürdig ist, daß der Aberglaube, welcher unter Völkern, die Metall benutzen, an Steinwaffen und Steingeräthe anknüpft, in der ganzen Welt verbreitet ist. Es wird dieser Glaube an vom Himmel gefallene Donnerkeile in Dänemark und auch in andern Gegenden Europas, in Japan, China, in einem großen Theile Asiens und Afrikas angetroffen. Selbst der Indianer von der Prarie, dessen Vorfäter vor wenig mehr als einem Jahrhundert Geräthe und Waffen von Stein benutzten, legt der Pfeilspitze, die er im Erdboden entdeckt, eine übernatürliche Herkunft bei. Wer vermag dies wunderbare Verhältniß zu enträthseln?

**Die Großstädte als Wärme-Inseln.** Der Physiker und Meteorologe Julius Hann in Wien hat sich zuerst wissenschaftlich mit der Beobachtung beschäftigt, daß in Großstädten die Temperatur um ein nicht unbedeutendes höher ist als in der umliegenden Landschaft. Er hat nach den hundertjährigen Witterungsberichten die Temperatur berechnet und gefunden, daß sie im Jahresmittel um einen halben Grad C. höher ist als in der Umgebung Wiens. Scheint dieses Plus auf den ersten Blick auch nur gering, so muß man eben bedenken, daß es sich aus den täglichen Durchschnitten = Temperaturen eines ganzen Jahres ergibt. Dieses Plus wird um so bedeutender anwachsen, als die Temperatur draußen sich einem Extrem nähert, also entweder einem hohen Wärme- oder tiefen Kältepunkt. So hat man jetzt beobachtet, daß in Berlin, welches ebenfalls eine solche Wärme-Insel inmitten der norddeutschen Tiefebene ist, der Temperaturunterschied in den heißen Sommermonaten 2½ Grad C. und an abnorm heißen Tagen sogar 4 bis 5 Grad C. beträgt. Dieser größte Unterschied findet statt gegen

Abend um 7 Uhr. Um diese Zeit namentlich beginnt das freie Land sich rasch abzukühlen, während in der Großstadt die Abkühlung erst gegen 9 Uhr Abend, ihren Anfang nimmt und sehr viel langsamer von Statten geht. Auch hat man gezählt, daß Berlin nur 100 Froittage, dagegen 63 heiße Sommertage hat, während es in der Umgebung 115 Froittage, aber nur 41 heiße Tage giebt. Ferner ist die Luft in der Großstadt bedeutend trockener als die auf dem flachen Lande und daher viel weniger erfrischend. Endlich spricht der Umstand, daß bei stillen Wetter die Luft wärmer wird, je weiter sie sich vom Erdboden entfernt, und das Maximum dieser Wärme bei 60 bis 100 Meter Höhe erreicht, man also in den oberen Stockwerken der hochgebauten Großstadthäuser es gerade an den schönsten Sommertagen wärmer hat als unmittelbar auf der Straße, die sich durch Ausstrahlung gegen den wolkenklaren Himmel verhältnismäßig rasch abkühlt, ebenfalls zu Ungunsten der Großstädte. Dieser Temperaturunterschied in der Höhe beträgt durchschnittlich etwa 1 Gr. C. auf je 10 Meter, kann aber selbst bis 2 Gr. steigen. Wenn man nun noch bedenkt, wie die Wände unserer Häuser die Wärme aufsaugen, so daß sie, nachdem sie einen Tag lang von der Sonne beschienen worden sind, an Wirksamkeit ungefähr dem bestgeheizten Kachelofen gleichkommen, so ist es nicht zu verwundern, daß der Großstädter, wenn er irgend kann, vor den heißen Monaten Juli und August davonfährt, und irgendwo auf dem Lande, an Wald oder Wasser, sein Sommerheim aufschlägt.

**Klopf an!** In einem Artikel „Sylvesterlärm“ bringt die „Gartenlaube“ eine eigenartige Form der Neujahrswünsche in Erinnerung, die gegen das Ende des 15. Jahrhunderts in Nürnberg gebräuchlich war. Man klopfte dort in der Neujahrnacht mit einem hölzernen Hammer an die Thüren der Häuser, in welchen Freunde, Bekannte oder Geliebte wohnten und dabei einen gewissen Neujahrswunsch herлагten. Auf diese Weise entstand in Nürnberg eine besondere Art von Neujahrsgedichten, die mit den Worten „Klopf an!“ anfangen; sie wurden vielfach gedruckt und haben sich in Folge dessen bis auf unsere Tage erhalten. Eins der kürzesten sei hier als Beispiel angeführt:

„Klopf an, Klopf an!  
 Mein Herz hat sich auf ge'an,  
 Und wünsch dir glück und alles gut,  
 Gesunden Leib und frischen mut,  
 Bil guter jar und lang leben:  
 Das muß dir got auf erden geben!  
 Ich wünsch dir ein fräulein wohlgestalt  
 Das dir im herzen wohlgefalt,  
 Und dich lieb hat für ander knaben:  
 Die soltu dir zum neun jar haben.“

In dieser Dichtungsart haben sich am meisten die Nürnberger Poeten Hans Fols und Hans Rosenblüt hervorathen. Die „Klopf an“ bilden zweifellos den Uebergang von der alten Lärmenden Art, den Sylvester zu feiern, zu unsern ruhigen Neujahrswünschen.

## Vom Büchertisch.

(An dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher und Broschüren veröffentlicht. Besprechung nach Auswahl vorbehalten.)

Unter den deutschen Zeitschriften, die um die Weihnachtszeit in besonders festlichem Gewand zu erscheinen pflegen, nimmt „**Vom Fels zum Meer**“ mit seiner Weihnachtsnummer (Stuttgart, Union Deutsche Verlagsgesellschaft, Preis des Heftes 75 Pig.) einen ersten Platz ein. Mit reichem Bilderreichtum versehen, enthält das Heft eine Külle von Beiträgen, die auf das Weihnachtsfest Bezug haben und die jene behagliche Stimmung verbreiten, welche dem deutschen Weihnachtsfeste eigen ist. Schon der Umschlag zeigt die Festfreude in seinem mehrfarbigen Bilde, das Weihnachten im Hotel schildert, im Anschluß an die stets wechselnde Umschlagbildererie „**Modernes No-nadenleben**“. Dann folgt das farbige Aquarellbild „**Dumme Jungen**“, eine lustige Winterperiode, ferner die pointirten Weihnachtsbilder „**Fürs Haus**“ und „**Fürs Herz**“, das farbenreiche Sportbild „**Weihnachten im Tattersall**“ und die ergreifenden religiösen Bilder „**Herr, erbarme dich unser**“ von Prof. Dietrich und „**Maria mit Christus und Johannes**“ von E. Reith, sowie das poetische Bild „**Firtles**“ und „**Alle Lieder**“. Neben sonstigen kleinen Illustrationen fesseln die Bilder zu dem Eingangartikel „**Stille Nacht, heilige Nacht**“, und die Jugend wird an den Bildern zu Humperdinck's Märchenpiel „**Die sieben Geißlein**“ mit Musik illast, dem Liede der „**alten Geis**“, ihre besondere Freude haben. Die von dem Blatte als besondere Specialität gepflegte Rubrik „**aus der Gesellschaft**“ bringt diesmal die Porträts der Familienmitglieder des Reichskanzlers Für. Hohenzollern, der Fürstin und der Kinder des fürstlichen Paares. Von großem Interesse dürfte ferner der nachgelagene Beitrag Karl Vogts sein, eine geistvoll geschriebene Abhandlung über die Entwicklung des Schweizer Alpenzentralspinnwebes Jermat. Die trefflichen Romane von Bianca Nobert und E. Kies und ein Aufsatz über die „**Vernichtung des Ebenbaumes**“ von Prof. Haller vollenden den literarischen Inhalt, der mit dem prachtvollen Farbenreichtum ein Heft giebt, das dem beliebten Blatte sicher viele neue Freunde zuführen wird.

Verantw. Redakteur: Dr. Balthar Gebensleben. Rotationsdruck und Verlag von Otto Thiele Halle (Saale), Leipzigerstr. 87.